

**Predigt am 19. Sonntag nach Trinitatis**  
**15. Oktober 2023**  
**in der Hospitalkirche Stuttgart**  
**Text: Jakobus 5,13-16**

*13 Leidet jemand unter euch, der bete; ist jemand guten Mutes, der singe Psalmen.*  
*14 Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn.*  
*15 Und das Gebet des Glaubens wird dem Kranken helfen, und der Herr wird ihn aufrichten; und wenn er Sünden getan hat, wird ihm vergeben werden.*  
*16 Bekennt also einander eure Sünden und betet füreinander, dass ihr gesund werdet. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernstlich ist.*

Liebe Gemeinde,  
wo eigentlich muss eine Heilung ankommen? An welchem Ort, genau muss sich eine Heilung? Und wer muss sie erfahren? Wenn wir auf die Erzählung aus dem Markusevangelium sehen, die wir gerade als Schriftlesung (Mk 2,1-12) gehört haben, dann ist es nicht nur der Mensch, der sein Bett nimmt und aufsteht und geht. Es sind nicht nur die Zuschauerinnen und Zuschauer, die staunen und ausrufen: So etwas haben wir noch nie gesehen! Und dann gehen sie weiter. Und es ist, als wäre gar nichts passiert.

Es sind auch die, die schon immer den kranken Menschen kannten. Die ihn hereintrugen auf ihren tauben Schultern. Die um den Schmerz in ihrem Rücken wissen; die in ihren Händen noch den Schweiß an den Griffen der Bahre spüren. Die sich erinnern, dass sie nicht nachgelassen haben, den Gelähmten festzuzurren und kippsicher emporzuheben unter das Schindeldach und dann niederzulassen zur Heilung. Auch bei ihnen muss die Heilung einkehren. Das Brennen der Seile an den schwierigen Händen muss vergehen. Und der Schwindel in ihren Schläfen beim Hochsteigen auf das Dach. Und ihr Zweifel, die sie den Gelähmten nur als einen Gelähmten kennen.

Auch sie sollen etwas von der Gnade dieser Heilung spüren. Von diesem großen Wandel, der nicht nur darin besteht, dass ein Mensch wieder geht und seine Bahre unter den Arm nimmt. Und man beobachtet das und nimmt das zur Kenntnis. Das ist zu wenig. Es ist viel zu wenig! Eine ganze Welt verändert sich in jedem heilsamen Geschehen. Der Schmerz bekommt einen anderen Ort. Und die Angst, die tägliche Angst, die mit der Krankheit so dunkel einhergeht.

Alle Pflegenden und therapeutisch Handelnden wissen um diesen Zusammenhang: zuhause, in den Pflegeeinrichtungen, in den Kliniken; wie sehr sie selber einbezogen, involviert sind; wie sie selber schwach und stark sind; wie jede Geste, jedes Wort, jedes Zeichen eine Bedeutung hat in diesem Heilungsgeschehen nicht nur für einen kranken und geschwächten Menschen, sondern auch für sie selbst. Auch die Pflegenden sind berührt und bewegt und verändern sich.

Wo keine Berührung ist, wo kein Bewegtsein ist, wo kranke Menschen mit sich allein sind, da wird es einsam und kalt. Wo Liebe und Berührung und Begegnung fehlen, ist es arktisch und öd.

Aber dort, wo Heilsames geschieht, weicht das Kühle und das Starre. Und Leben kommt zu Leben. Leben kommt zu Leben!

Davon berichten die Heilungserzählungen beider Testamente. So begegnet uns Jesus als der Heiler. Er führt uns in jedem Heilungsgeschehen wie am Ostermorgen heraus aus den Zwangszusammenhängen unseres beschädigten Lebens. Er öffnet Türen, Tore, Fenster. Geh nach Hause; geh in die Gemeinschaft Deiner Lieben, lesen wir.

Dort, liebe Gemeinde, dort knüpft der Jakobusbrief an. Er nimmt uns mit in die Welt des frühen Christentums am Ende des ersten Jahrhunderts. Er nimmt uns mit in ein theologisches Denken innerhalb des Christentums, das die jüdische Weisheit wieder entdeckt hat.

Er nimmt uns mit in eine Welt von sozialen Ungleichheiten, von Spannungen zwischen Reichen und Armen. Führt uns weg von einer schöngestigen Interpretation der Theologie des Apostels Paulus, die weit entfernt ist von den realen Bedürfnissen der Menschen. Der Jakobusbrief kennt die Theologie des Apostels Paulus.

Und er sieht die große Herausforderung, dass das Christentum von schönen und erbaulichen Worten wieder zurückfinden muss ins Berühren, in die Begegnung, ins Handeln und ins Tun. Es geht ihm darum, die Zerrissenheit zwischen Wort und Tat, zwischen Schein und Sein aufzuheben. Es ist zweifellos seine Kritik an einer missverstandenen Theologie des Apostels Paulus, die uns in diesem Brief begegnet. Deshalb hat Martin Luther diesen Brief nicht geschätzt. Aber dieser Brief hat im Konzert christlicher Theologie seine Berechtigung. Der Jakobusbrief steht zurecht im Kanon, weil er uns einlädt in ein Leben, in dem es um Solidarität, um Anteilnahme, um andere Formen von Gemeinschaft geht. Er führt uns hinein in den experimentieren Raum des frühen Christentums.

An diesem Sonntagmorgen stehen wir mit dem Jakobusbrief an Krankenbetten. Wir stehen nicht nur an Krankenbetten; wir stehen heute Morgen auch vor den Trümmern einer schwer kranken Welt. Einer Welt mit Menschen, die einander im Hass und in der Ablehnung und gefühllos und dumpf begegnen. Mit Menschen, die einander gar nicht mehr begegnen, die nicht mehr miteinander sprechen. Die die Waffen sprechen lassen. Einer Welt mit Menschen, die einander furchtbare Dinge antun, weil sie einander nicht mehr als Menschen sehen oder wahrnehmen.

Tomaž Šalamun war einer der ganz großen der slowenischen Literatur und Dichtung – Slowenien das aktuelle Literaturland auf der Frankfurter Buchmesse. Über sein Heimatland, über dieses kleine Slowenien hat er einmal geschrieben: "Slowenien ist so / winzig, du könntest es / verfehlen". Du könntest daran vorbeigehen. Es könnte dir gar nicht auffallen. Dasselbe könnte man über die Dinge sagen, die uns hier aus der frühen Christenheit geschildert sind. Sie sind nicht spektakulär. Sie sind kaum wahrnehmbar: diese Ältesten, die über einem Kranken beten. Wir könnten daran vorbeigehen und die Dimension dessen, was uns berichtet und aufgetragen wird, gar nicht begreifen.

*14 Ist jemand unter euch krank, der rufe zu sich die Ältesten der Gemeinde, dass sie über ihm beten und ihn salben mit Öl in dem Namen des Herrn.*

Was uns hier berichtet wird, liebe Gemeinde, ist, dass sich diese Gemeinschaft von Christinnen und Christen darum bemüht ist, einen kranken Menschen in die Mitte einer Gemeinschaft zu holen. Er wird nicht ins Todeszimmer abgeschoben als ein hoffnungsloser Fall. Menschen kommen zusammen im Namen des Kyrios und lassen einen ohnmächtigen Menschen nicht allein. Menschen kommen zusammen und stehen in der Tradition der Heilungen Jesu Christi. Menschen kommen zusammen und zeigen durch ihre Berührungen, dass sie selbst berührt sind. Sie lassen sich berühren. Dass sie ihr Leben verstehen in einem Horizont, der sie herausholt aus der Abgrenzung: der Kranke hier - ich da. Wer sich ein wenig mit dem Thema Krankheit beschäftigt und auseinandersetzt, der wird sofort verstehen, dass auch der Begriff von krank und gesund sehr komplex und offen ist.

Wenn sie mit einem kranken Menschen beten, wenn sie *über* einem Menschen beten - und das setzt ja voraus, dass dieser Mensch ganz und gar ohnmächtig ist und für sich selber nichts mehr tun kann -, dann öffnen Sie in ihren Herzen und in ihrer Art des Begegnens Räume. Räume, die auch über sie hinausweisen. Sie öffnen Räume, die über unsere menschlichen Möglichkeiten hinausweisen. Auch über die Todesschwelle hinaus. Es sind große Hoffnungszeichen. Dort wo unsere Möglichkeiten enden, verstummen wir nicht und fallen nicht in die Apathie, sondern wir vertrauen wir auf die unmögliche Möglichkeit des Glaubens. Die Türen bleiben geöffnet. Auch die Türen im Miteinander. Sie öffnen das Leben und seine Würde aufeinander hin. Und auf Gott hin. Und auf uns nicht verfügbare Möglichkeiten hin, die ja – auch das wissen alle medizinisch Tätigen - Teil von Heilungsprozessen sind.

In den heilsamen Gottesdiensten, die wir Leonhardskirche feiern mit Salbung und Segnung von kranken Menschen und von Menschen, die ganz einfach wünschen, dass ihnen die Hände aufgelegt werden, tun wir das in diesem Horizont. Diese kleinen, leicht zu übersehenden Verse aus dem Jakobusbrief sind historisch gesehen die Grundlegung für das Sakrament der Krankensalbung in der katholischen Kirche. Und sie sind die Grundlegung für die seelsorgerische Praxis der Einzelbeichte, die es auch im Protestantischen, auch im Evangelischen gibt.

Diese wenigen Zeilen aus dem Jakobusbrief sind ein Ankerpunkt für die christliche Seelsorge in den folgenden Jahren, Jahrzehnten und Jahrhunderten geworden. Man kann in ihnen zum Beispiel erkennen und lesen, was das ist: Sündenvergebung. Das heißt doch: Kein Mensch muss für sich allein und mit seiner Lebensgeschichte allein und in ihr verschlossen bleiben. Kein Mensch!

Was diese früher Gemeinde praktiziert: sie greift dabei zurück auf längst vorhandene symbolische Gesten: die Krankensalbung, das Gebet, die Berührung, das ist im Kleinen die Darstellung einer anderen Welt.

Es ist die teils symbolische, teils reale Hineinname von Menschen in den großen Lebenszusammenhang mit Gott und mit anderen Menschen der Hoffnung. Leben findet wieder zu Leben. Der Mensch, der sich selbst überlassen ist mit seiner Lebensgeschichte, mit seinen Fragen, mit seinen Schuldzusammenhängen, in denen er existiert, findet Gemeinschaft und Erlösendes und Befreiendes.

Und auch wenn das im Kleinen, in Krankenzimmern, in Situationen, in denen Menschen ganz auf andere angewiesen sind, geschieht: es führt doch weit hinaus.

Wer heilt uns von unserer Selbstbezogenheit? Wer heilt uns von unserer Ironie und von unserem Sarkasmus? Wer heilt uns von Hass und Ablehnung und Feindbildern? Wer heilt uns von einem Denken, einem Sprechen, einem Handeln, hinter dem nur die Trostlosigkeit steht? Wer heilt uns davon, nur Beobachterinnen und Beobachter – und nicht Berührte zu sein? Gut situiert und mit einem miserablen Gefühl im Bauch!

Wer heilt uns, um die „minima moralia“ Adornos zu zitieren, vom beschädigten Leben? Es sind doch weniger die großen Gedanken und Theorien und Parolen vom „man sollte doch“. Es sind reale Begegnungen, Berührungen mit dem Leben. Staunen können über die Zusammenhänge, für die wir blind geworden sind. Mitfühlen können; einander Bestärken.

Der im vergangenen Jahr verstorbene polnische hochsensible Beobachter unseres Lebens und Wanderer Adam Zagajewski hat diese Trostlosigkeit „die langen Nachmittage“ genannt.

#### *DIE LANGEN NACHMITTAGE*

*Das waren lange Nachmittage, an denen mich die Poesie verließ.*

*Der Fluß floß geduldig, schob träge Barken ins Meer.*

*Das waren lange Nachmittage, eine Elfenbeinküste.*

*In den Straßen lagen Schatten, die Schaufenster waren voll von stolzen*

*Mannequins,*

*die mir angriffslustig, dreist in die Augen blickten.*

*Aus den Gymnasien kamen die Professoren und hatten leere Gesichter,  
als hätte Homer sie besiegt, gedemütigt, umgebracht.*

*Die Abendzeitungen brachten beunruhigende Nachrichten,  
doch es veränderte sich nichts, niemand beschleunigte den Schritt.*

*In den Fenstern gab's niemanden, es gab nicht dich,  
sogar die Nonnen schienen sich des Lebens zu schämen.*

*Das waren lange Nachmittage, wenn die Poesie verschwand  
und ich allein blieb mit dem undurchsichtigen Moloch der Stadt  
wie ein armer Reisender ....*

*O, sage, wie heilt man sich von der Ironie, vom Blick,  
der sieht, aber nicht durchdringt; sage, wie heilt man sich  
vom Schweigen.<sup>1</sup>*

Liebe Gemeinde,  
seien wir dankbar, dass wir nicht in den langen Nachmittagen verharren müssen; seien wir dankbar, dass wir in diesen gewalttätigen Tagen einen Blick in das Lebenslabor der frühen Christinnen und Christen, unserer Geschwister werfen dürfen. Was dort zu lesen ist, ist nicht alt. Es ist von brennender Aktualität. Es ist die Erinnerung daran, dass der Schmerz und das Leid der Leidenden auch mit uns zu tun hat und mit unserem Bezug zu den Dingen, die

---

<sup>1</sup> Adam Zagajewski, Die Wiesen von Burgund: Ausgewählte Gedichte, München 2003. DIE LANGEN NACHMITTAGE. S.112

geschehen und zueinander. Dass die Dinge, die wir in diesen Tagen sehen und wahrnehmen auch etwas mit uns machen. Dass sie uns kälter und kühler machen. Und zynisch. Es ist auch die Erinnerung daran, dass dort, wo Leben zu leben findet, wo Leben Leben begegnet, sich Räume öffnen; Räume, in denen sich Menschen wiederfinden zwischen Himmel und Erde; und dass sich das heilsam auswirkt; auch wenn diese Räume sehr selten und rar sind. Aber sie begegnen uns auch in unserem Alltäglichen und im Evangelium und in unserem Miteinander. Und sie können wachsen und reifen. Und wer weiß, wie sie sich auswirken auf diese Welt.

So denken wir heute, an diesem Morgen an alle, die heilend und helfend tätig sind. Auch jetzt in Israel und Palästina. An alle, die sich mühen, Leid zu mindern und noch größeres Elend zu verhindern. Wir denken an die Frauen und Männer, die in den Kliniken jetzt in dieser Nacht gearbeitet und sich für die Würde des Miteinander eingesetzt haben. In den Pflegeheimen. In den Hospizen, an den vielen anderen Orten, an denen Menschen Hilfe und Heilung suchen. Und wir vertrauen darauf, dass die Kraft des Gebets uns immer wieder öffnet auf unseren österlichen Herrn und Bruder hin.

Und der Friede Gottes, der höher ist als unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

Pfarrer Eberhard Schwarz